



# Unsere Heimat

Beilage zur Kösliner Zeitung

Nr. 17

Sonnabend, den 18. September 1926.

Nr. 17

## Denkmäler und Gedenktafeln in Köslin.

Von Otto Schlutius-Köslin.

Köslin hat heute noch kein Denkmal für seine im Weltkrieg gefallenen Söhne. Die Vorbereitungen dazu sind aber bereits im Gange, und es wäre zu wünschen, daß die Spenden dafür recht zahlreich eingehen.

An Denkmälern und Gedenktafeln ist unsere Heimatstadt nicht ganz so arm, wie manche glauben; nachstehende Aufstellung interessiert vielleicht viele Leser.

1. Das Denkmal König Friedrichs I., des Vaters des „Alten Fritz“ auf dem Markte wurde im Jahre 1724 errichtet, auf Betreiben des Generalfeldmarschalls von Grumbkow, aus Dankbarkeit für die werktätige Hilfe, die der König den Bewohnern der am 11. Oktober 1718 bis auf wenige Häuser abgebrannten Stadt Köslin gewährte. Aus alten Bildern des Marktplatzes ersieht man, daß früher an der Ost- und Westseite des Denkmals sich je eine Wasserfontäne befunden hat, neben denen stets mit Wasser gefüllte Feuerlöcher standen, die nach dem Bau unserer Wasserleitung überflüssig wurden.

2. Das im Jahre 1829 im Gollen (Fahnenberg) errichtete eiserne Kreuz zu Ehren der in den Befreiungskriegen gefallenen Helden; beteiligt an den Kosten waren die Kreise Anklam, Demmin, Uckermünde, Fürstentum Cammin (darunter Köslin), Schlawe, Belgard und andere kleinere Orte in Pommern. Das Denkmal wurde nach einem Entwurf des Geheimen Oberbaurats Schinkel in Berlin in der Eisengießerei des Kommerzienrats Schlutius in Köslin gegossen. Das Kreuz selbst steht auf einem gewaltigen Eichenstamm und war früher von Köslin aus deutlich sichtbar; jetzt ist es leider durch die höher gewachsenen Bäume des Gollens verdeckt. Neben dem Kreuz sind vor einigen Jahren die Fundamente der früheren, nach der Sage wunder tätigen Marienkapelle aufgedeckt worden. Die im Kreuz befindlichen, aus erobertem Gefühlg hergestellten beiden Kriegsmedaillen wurden auf Veranlassung des königlichen Generals Münz-Wardein Loos in Berlin geprägt; sie wurden in dem Grundstein niedergelegt.

3. Das im Jahre 1851 auf dem Kleinen Wall errichtete Denkmal des Regierungspräsidenten von Frische, der viel für die Stadt getan hat.

4. Das verfallene Denkmal auf dem Egerzierplatz zu Ehren der in den Kriegen 1864/66 gefallenen tapferen Pommern, 1867 errichtet.

5. Das Denkmal vor dem Postgebäude, den Gefallenen aus dem siegreichen Kriege 1870/71 im Jahre 1873 errichtet.

6. Das Adlerdenkmal vor dem Gymnasium, zu Ehren der im Weltkrieg 1914/18 gefallenen Lehrer und Schüler dieser Lehranstalt 1921 errichtet.

7. Das Kriegerdenkmal in Roggow.

8. Die Büste des Sanitätsrats Dr. Moser im Stadthaus, früher Krankenhaus, das auf dessen Veranlassung gebaut wurde.

9. Die Tafel an dem Hause Bergstraße 20, zur Erinnerung an den Major Dr. Heinrich Beigle, der die Geschichte der Befreiungskriege geschrieben hat; sein Grab befindet sich auf dem alten Friedhof vor

dem Mühlentor. Sein Wahrpruch müßte auch heute noch überall Beachtung finden: Ueber allem — das Vaterland!

10. Die Tafel am Hause der Hoffmann'schen Buchhandlung am Markt zum Andenken an den Professor der Musik C. Adolf Lorenz, geboren 18. 8. 1837.

11. Die Gedenktafel am Schützenhaus zur Erinnerung an die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm, nachmaligem Kaiser Wilhelms I., bei Gelegenheit der Einweihung der Eisenbahnstrecke Stettin-Köslin im Jahre 1859.

12. Gedenktafel an der alten Stadtmauer am Großen Wall, zwischen Landgericht und Logengebäude, mit der Inschrift:

Hier stand das durch Feuer  
1718 zerstörte  
Residenzschloß  
der Pommerschen Herzöge  
Casimir, Franz und Ulrich  
Bischöfe zu Camin  
1574—1622.

Es sei hier noch aufmerksam gemacht auf den an den schönen Bergahorn am Großen Wall angelegten Grabstein, der früher das Vogel'sche Erbgrabnis bedeckte, mit der Inschrift:

Dem Andenken geliebter Aeltern des Doctor  
und Kreisphysikus  
P. J. Schulz  
geb. 27. Decbr. 1748  
gest. 12. Novbr. 1825  
und seiner Ehegenossin  
A. L. Haase  
geb. 21. Juli 1753  
gest. 2. Septbr. 1815  
† † †

Dem Andenken der berühmten Schauspielerin Hendel-Schütz ist auf dem alten Friedhof vor dem Mühlentor ein Grabstein in Würfelform mit entsprechender Inschrift gesetzt; eine Gedenktafel für sie an dem Hause Böttcherstraße 25, in dem sie gestorben ist, fehlt bisher.

Viele neue Straßenzüge werden jetzt erschlossen, es werden den Straßen allerhand Namen gegeben, die wenig Bedeutung haben, vielleicht erhalten wir noch mal eine

Hendel-Schützstraße und  
Beiglestraße.

### Funde kulturegeschichtlicher Art.

Das Ausgrabungsgesetz vom 26. März 1914 schützt die Bodenkulturerinner, die von der heimischen Entwicklung seit den frühesten menschlichen und noch vormenschlichen Zuständen Kunde geben.

Diese gesetzlichen Bestimmungen werden insbesondere bei Gelegenheitsfunden erwähnter Art nicht immer oder nur in unzulänglicher Weise beachtet. Dadurch gehen wertvolle Fundstücke, sei

es aus Unkenntnis oder aus Eigennutz der Finder der Allgemeinheit verloren. Die Nichtbeachtung der Bestimmungen kann zu recht empfindlichen Geld- und Gefängnisstrafen führen.

Als Anhalt sei hier erwähnt:

1. Dem Schutze des Gesetzes unterstehen Gegenstände, die für die Kulturgeschichte oder für die Urgeschichte der Tier- oder Pflanzenwelt von Bedeutung sind. Unter Kulturgeschichte ist die Geschichte der gesamten menschlichen Entwicklung zu verstehen. Die Gegenstände können bewegliche oder unbewegliche sein. Als Beispiel seien genannt: Gebrauchsgegenstände, Gefäße, Waffen, Schmuckstücke, Münzen, Siedlungsreste, Grabanlagen, menschliche Skelette, versteinerte oder sonstige Reste und Abdrücke urgeschichtlicher Tiere und Pflanzungen; auch äußerlich unscheinbare Spuren und Bruchstücke solcher Gegenstände kommen in Betracht.

2. Wer Grabung nach solchen Gegenständen vornehmen will, bedarf dazu der Genehmigung des Regierungspräsidenten.

3. Werden Gegenstände der gedachten Art gelegentlich entdeckt, so ist das spätestens am nächsten Werktage der Ortspolizeibehörde anzuzeigen. Anzeigepflichtig sind der Entdecker, der Eigentümer des Grundstückes sowie der Leiter der Arbeiten, bei denen der Gegenstand entdeckt worden ist.

Die Anzeige eines Verpflichteten befreit die übrigen.

4. Die entdeckten Gegenstände und die Entdeckungstätte sind in unverändertem Zustande zu erhalten, soweit es ohne erheblichen Nachteil oder Aufwendung von Kosten geschehen kann.

Diese Verpflichtungen erlöschen mit Ablauf von 5 Tagen nach der Anzeige, sofern nicht der Gegenstand vorher freigegeben worden ist.

5. Gefährdete Funde sind auf Verlangen öffentlicher Körperschaften gegen Entschädigung abzuliefern.

Eine Gefährdung liegt dann vor, wenn zu befürchten ist, daß der Gegenstand wesentlich verschlechtert wird, oder daß er der inländischen Denkmalspflege oder Wissenschaft verloren geht.

Die Befugnis, die Ablieferung zu verlangen, steht dem Staate, der Provinz, dem kommunalständischen Verbands, dem Kreise und der Gemeinde zu, in denen der Gegenstand entdeckt worden ist.

6. Mit Geldstrafe bis 150 RM. oder mit Haft wird bestraft, wer vorsätzlich die nach Ziffer 3 zu machende Anzeige unterläßt oder den unter Ziffer 4 angegebenen Vorschriften zuwiderhandelt.

Mit Geldstrafe bis zu 10 000 RM. oder mit Haft wird, soweit nicht nach anderen Vorschriften eine höhere Strafe verwirkt ist, bestraft, wer vorsätzlich einen Gegenstand, dessen Ablieferung verlangt werden kann, zerstört, beschädigt oder beiseite schafft und dadurch die Ablieferung vereitelt. Ist der Täter eine Person, die aus der Veranstaltung von Ausgrabungen oder aus der Verwertung ausgegrabener oder gelegentlich entdeckter Gegenstände der in Ziffer 1 bezeichneten Art ein Gewerbe macht, so kann die Geldstrafe bis zu 20 000 RM. erhöht werden, auch kann auf Gefängnis bis zu 3 Monaten sowie auf Geldstrafe neben der Freiheitsstrafe erkannt werden. Der Versuch ist strafbar.



# Zur Geschichte des Dorfes Rogzow bei Köslin

Von E. Gruhke-Rogzow.

(Schluß.)

Da, wo der Tümpel, die einzige Wasserversorgungsquelle des alten Rogzow, frisches Quellwasser aus dem nahen Walde in das Dorf führt und früher, als der Wald noch die ersten Häuserreihen berührte, auch in der größten Hitze des Sommers kühles Wasser spendete, lag ehemals das königliche Borwerk, das mehr als 600 Morgen groß war. Das Ackergerände begann von der Mitte des Dorfes und erstreckte sich über die damals noch fast unbebaute Pollnower Landstraße, an der drei bis vier Bildner- und kleinere Eigentümergrundstücke lagen, hinaus östlich der Gemeindegrenze bis zum Bereich der Obermühle. Wo ehemals kräftige Stallmägde des Borwerks mit milchgefüllten schweren Solzgefäßen scherzend und plaudernd über den Hof dem Wohngebäude zuschritten, die meist mürrißche Mamfell mit einem Tragholz aus dem Tümpel den Wasservorrat der Küche für den nächsten Morgen ergänzte und die Hofhunde mit freudigem Gebell die vom Felde heimkehrenden Wirtschaftler und Knechte begrüßten, erklingt heute Gläsergeklirr und Unterhaltung der Ausflügler in den lauschigen Winkeln des Gartens „Kaffeehaus Böttcher“. Auf einer Freidiele im Garten im Dämmerchein zahlreicher Campions wird getanzt. Konzert- und Tanzmusik verschleichen die Alltagsorgen. Nichts erinnert mehr an einst vergangene Zeiten, nur wenige wissen, welchen Zwecken dieses Stückchen Erde in früheren Jahrhunderten gedient hat.

Ein stummer Zeuge aus jener Zeit ist das „Kaffeehaus Böttcher“, das ehemalige Wohnhaus des Borwerks. Es besaß früher ein Strohdach wie alle anderen Bauern- und Eigentümergebäude, die heute noch zum Teil, abgesehen von Umwandlungen, erhalten sind. Einem früheren Besitzer mag vor einer Reihe von Jahrzehnten die damalige Form und das altbäuerliche Aussehen des Hauses als Vergnügungsort in einem allmählich aufblühenden Dorfe, in dem nach und nach sich die Zahl der Gäste aus der Stadt vergrößerte, nicht mehr jugendlich genug erschienen sein; und er hat deshalb das kleine, altertümliche Gebäude mit einem Anbau und einem der Neuzeit entsprechenden Pappdach und Drempeel versehen. Erhalten ist vom Borwerk noch eine Scheune, die jetzt Landwirt Bahl besitzt.

Nach den Befreiungskriegen von 1813-14 im Jahre 1820 wurde das Borwerk, das zum großen Teil über schlechtes Ackergerände verfügte, aufgeteilt. Es entstanden neue, hauptsächlich Kossäten- und Bildnergrundstücke. Auch die Obermühle erwarb Ader vom königlichen Borwerk. Die königliche Forst wurde schon einige Jahre vorher aufgelöst, und das zum Verkauf feilgehaltene Forstgerände erweckte unter den Rogzower Besitzern einen gewissen Spekulationseifer. Einen großen Teil erstand der Altschulze Blank für 500 Taler, den er später günstig verparzellierte. Weitere Siedlungsmöglichkeiten entstanden durch den Verkauf des Försterhauses, das später durch das Vermächtnis des Kösliner Kreischirurgus Kauffmann in das heutige „Gallenstein“ umgewandelt ist und das schräg gegenüberliegende, ebenfalls an der damaligen Pollnower Landstraße befindliche Tagelöhnerhaus der Försterei. Dieses ehemalige Tagelöhnerhaus ist heute noch gut erhalten und fällt jedem Spaziergänger durch seine unpassende Höhenlage zur jetzigen Chaussee auf.

Auf dem höher gelegenen Teile des heutigen Wäldchens befand sich früher eine Maulbeerbauplantage — einige Maulbeerbäume standen noch bis in die jüngste Zeit — und um das Wäldchen herum lag der Tiergarten. Beide Anlagen, die ein hübsches Landschaftsbild ergeben haben müssen, zerfielen ebenfalls bei der Auflösung königlicher Besitzungen. Es ist schade, daß keine Ortsbezeichnung heute mehr auf diese frühere Kultur hinweist. Das heutige Wäldchen muß in früheren Jahrhunderten den Rogzower Bauern gehört haben, denn es ist in einer Größe von 7 Morgen 131 Quadratruten durch Verkauf an den Fiskus abgetreten.

Durch die Aufteilung des königlichen Forstes hörte selbstverständlich die privilegierte Hütgerech-

tigkeit der Gemeinde Rogzow auf, und die Viehzucht der Bauern geriet sehr ins Arge, da der Rogzower Boden unter der damaligen Bewirtschaftung schlechte Erträge lieferte. Als Ausgleich für das aufgehobene Privilegium erhielt die Gemeinde Landabfindungen. Diese dehnten sich etwa von der Salemstraße, die nach dem Kreis Krankenhaus führt, hinauf bis zum Hammerwalde und dann weiter bis an die Grenze der heutigen Feldmark Gollendorf aus. Wo diese Landabfindung Gollendorf berührt, ist die Grenze zwischen beiden Gemeinden so stark gegliedert, daß nur wenige Ortsansässige wissen, was zu Rogzow und was zu Gollendorf gehört, wenn sie nicht selbst als Besitzer in dieser Ecke durch Entrichtung der Grundsteuern hierüber informiert sind.

Um die Zeit der Befreiungskriege begann die Besiedlung des durch Auflösung des Forstes zu Siedlungszwecken erschlossenen Geländes und damit die Gründung der Kolonie Gollendorf. Schon vorher standen hier außer dem Tagelöhnerhaus der Försterei einige Holzhauserhäuser. Offenbar veranlaßte die Besiedlung dieses Neulandes einen regen Zuzug. In wenigen Jahren war die Kolonie auf 20 Häuser angewachsen, und der nebenamtliche Lehrer in Rogzow hatte in seiner nicht allzu geräumigen Stube für die aus Gollendorf hinzukommenden Kinder nicht mehr genügend Raum. Dies veranlaßte die Gemeinde Rogzow im Jahre 1821 zum Bau der ersten einklassigen Schule. Das erste Schulhaus war einstöckig, Fachwerk und mit Stroh gedeckt. Auch das Innere war äußerst primitiv gehalten. Es bestand aus einem Klassenzimmer, einem Wohnzimmer und Schlafkammer für den Lehrer. Das Klassen- und Wohnzimmer, in deren Wände und Decken sich das Stiel- und Balkenholz scharf markierte, die sonst aber schön weiß geküncht waren, wurden durch einen gemeinsamen Ofen erwärmt.

Mit einer 80köpfigen Schülerschar hielt der erste seminaristisch ausgebildete Lehrer Neyser für Rogzow seinen Einzug in das neue Schulhaus im Jahre 1821. Neyser hatte seine Ausbildung auf dem Kösliner Seminar erhalten und war in seinem Amt bis 1866 tätig.

1843 wurde der Anbau eines zweiten Klassenzimmers erforderlich. Für das stetig sich vergrößernde Rogzow und Gollendorf reichte auch dies bald nicht mehr aus, und schon nach zwei Jahrzehnten beschäftigte man sich mit dem Plan, eine dreiklassige Schule zu bauen.

Lehrer Neyser wurde an seinem Lebensabend in den 60er Jahren von einer Reihe Schicksalsschlägen ereilt. Den schwersten erlitt er am 23. Juli 1865, während der Antrittspredigt des neuen Schloßparrers Zahn. Während er selbst in der Kirche weilte, brach im Dorfe in der Nähe der Schule, gegenüber „Kaffeehaus Böttcher“, Feuer aus, und sein zu Besuch weilender 23jähriger Sohn erlitt bei Bergungsarbeiten mit noch drei anderen Unglücklichen (Pfeiler, Blank und Frau Maack), als sie im Begriff standen, das brennende Haus gemeinsam zu betreten, durch das plötzlich herabschießende, brennende Strohdach, das sie begrub, den Flammentod. Ein fünfter Beteiligter kam mit leichteren Verletzungen davon.

Am 18. Juni 1868, kurz bevor man zur Einrichtung des dritten Klassenzimmers schreiten wollte, wurde das Schulgebäude durch einen Brand, der in der Nachbarschaft ausgebrochen war, vollständig zerstört. Im Jahre 1880 hat das nach dem Brande massiv aufgebaute Schulgebäude durch einen Anbau die heutige Form erhalten.

Heute beträgt die Zahl der Schüler einschließlich der Gollendorfer 242.

Von wesentlicher Bedeutung wäre nun noch, den alten Bauernstamm genauer anzusehen. Kurz vor der Separation gab es in Rogzow sieben Bollbauern, die mehr als 100 Morgen Ader ihr eigen nannten, ebensovielen Halbbauern, Kossäten und Halbkossäten und eine Anzahl Bildner; Bollbauern waren: Klosterbauer Knop, Altschulze Blank, Chri-

stian Blank, Daniel Blank, Friedrich Krey, Pergande und Wendt. Als ältester ist der Name Blank verzeichnet, der heute als einer der wenigen Nachkommen der Bollbauern auf der Scholle sitzt, zwar nicht mehr auf dem ursprünglich in der Familie Blank gewesenen Bauernhof. Alle anderen Namen sind erst später verzeichnet, waren jedoch auch mehr als ein Jahrhundert mit der Scholle verknüpft. Als weiterer Nachkomme des alten Bauernstammes lebt noch in Gollendorf eine Familie Pergande. Blank, der einzige in Rogzow ansässige Nachkomme der alten Bauern und zurzeit Gemeindevorsteher, besitzt die Hoflage des ehemaligen Pergandeschen Bauernhofes, von dem einzig noch der sogenannte Tortaken erhalten ist. Von den Halbbauern haben noch die Besitzer Mews auf den Rogzower Ausbauten als Nachkommen des vor mehr als 100 Jahren zugezogenen Möves an ihrer Scholle festgehalten. Ihre frühere Hoflage befand sich dort, wo heute noch das kleine Häuschen als Ueberbleibsel der alten Hoflage unmittelbar hinter „Kaffeehaus Böttcher“ steht. Es gehört jetzt dem Schuhmacher Barz. Nach der Ueberlieferung hat Möves ein besondrer Grund zum Verlassen seines ehemaligen Besitzes veranlaßt. Er geriet dort mit dem Gutsherrn wegen der zu leistenden Frondienste in Händel, in deren Verlauf er seinen Herrn verprügelte. Nach einer längeren Freiheitsstrafe mußte er auch seinen Grund und Boden verlassen und siedelte sich in Rogzow an.

Heute in Rogzow und Gollendorf wohnende Nachkommen der alten Kossäten, Halbkossäten und Bildner führen die Namen: Raß, Rogge, Pomplun, Fischer, Reinke und Knappert.

Den heutigen Exerzierplatz besaßen der Bauernhofbesitzer Pergande und die Halbkossäten Bierkant und Knappert.

Reste erhaltener Hoflagen, die heute von kleinen Eigentümern und Arbeitern bewohnt sind, findet man noch sehr zahlreich, jedoch sind die alten Bauernhöfe fast alle verschwunden. Außer dem schon genannten Pergandeschen Bauernhof sei noch der „Gute Hirt“ erwähnt, dessen alte Gebäude noch den Rest des alten Wendtschen Bauernhofes darstellen.

Eine ehrwürdige Hoflage, deren Name offenbar mit früheren Traditionen Beziehungen gehabt hat, war der anfangs der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts abgebrochene Klosterhof. Die drei Häuser, die damals niedergelegt wurden, waren vielleicht auch nur noch Reste des Klosterhofes oder die Gebäude waren bereits vorher in Mietwohnungen umgewandelt. Der Klosterhof grenzte eng an das heutige Lokal Kirsch' Bürgergarten. Von dem Abbruchmaterial wurden an der Chaussee zwei Häuser erbaut und an derselben Stelle, wo der Klosterhof lag, wo heute die Scheune des Besitzers Kirsch steht, neben der Schule, ein kleines Häuschen errichtet, das bis zum Abbruch kurz vor dem Weltkrieg „Kloster“ genannt wurde.

Keine Bezeichnung erinnert heute mehr an den längst vergessenen Klosterhof und noch weniger an das frühere Vorhandensein einer Burg, die in der Nähe des Gemeindegeländes gestanden und nicht weit von den Wirtschaftsbauten des Borwerks gelegen haben soll. Längst verstorbene Ortsansässige wußten durch mündliche Ueberlieferungen von ihren Vorfahren zu berichten, daß man auf dem Ader an der Dorfstraße beim Bearbeiten des Bodens die Fundamente gefunden und fortgeräumt haben will.

Ungesunde Verhältnisse, die teils durch das aufgehobene Hüterecht in den Wäldern und durch ungünstige Bodenverhältnisse, mehr aber noch durch die Nähe der aufblühenden Stadt Köslin verursacht worden sind, haben den alten Bauernstand erschüttert und nach und nach vollständig vernichtet. Im benachbarten Köslin fanden Arbeiter mit der zunehmenden Bautätigkeit gute Verdienstmöglichkeiten. Sie siedelten sich, da sie in Rogzow billiger lebten, hier an und zahlten den Bauern einen angemessenen Preis für kleine Parzellen. Schon in den 70er Jahren wurden bis 500 Mark für den Morgen Ader gezahlt. Ein besonderes Siedlungsobjekt bildete der Mittelpunkt des Ortes, und da sich den Bauern hier eine günstige Gelderwerbsmöglichkeit bot und ihre alten Hoflagen im Dorfe sich als unpassend für ihre weit draußen gelegenen Ländereien erwiesen, veräußerten viele ihr Eigentum



innerhalb der Ortschaft und siedelten sich, sofern sie es nicht vorzogen, ihre Wirkthätigkeit ganz aufzulösen und anderswo ihr Glück zu versuchen, auf ihren Aedern außerhalb der Ortschaft an. So entstanden die Ausbauten. Das Gelände südlich der heutigen Chaussee war vor der Auflösung des Bauernstandes noch unbebaut, ja selbst die südliche Straßenseite wies nur ein Büdngrundstück auf.

Um diese Zeit entwickelten sich auch die Bergnütungslokale. Die günstige Lage am Fuße des Gollen, ganz besonders aber der zunehmende Wohlstand förderten diese Unternehmungen, die heute durch die Lustbarkeitssteuern eine gute Einnahmequelle der Gemeinde geworden sind. Kösliner, die sich an Abenden oder an Sonntagen einige Stunden Erholung gönnten und eine Wanderung durch den Gollen unternahmen, kehrten zu einem Glase Bier oder einer Tasse Kaffee ein. Manchmal gab es Konzert und oft bot sich Gelegenheit zu einem kleinen Länzchen.

Bielleicht ist es noch von Interesse, eine kurze Schilderung über das Entstehen des Lokals „Gallenstein“ zu geben. Nicht allen wird bekannt sein, was der Name bedeutet. Im Jahre 1829 vermachte der Kreischirurgus Rauffmann, der an Gallensteinen litt, als er sein Ende nahen fühlte, der Stadt Köslin 8000 Taler, stellte aber die Bedingung, daß nach seinem Tode von diesem Vermächtnis ein Institut in Gestalt einer Bergnütungs- und Erholungsstätte, eine Viertel Meile von Köslin entfernt, gegründet werden sollte und daß der Reinertrag, wenn dieser eine bestimmte Höhe erreicht habe, dem Allgemeinwohl zugänglich gemacht werde. Ferner bestimmte er, daß der Ort „Gallenstein“ genannt werden solle. Als Symbol hierfür sollten nach seinem Ableben die Gallensteine, die bei der Obduktion seines Leichnams gefunden würden, in einer Büchse oberhalb der Haustür des Instituts vermauert werden. Nach Verwirklichung des von ihm aufgestellten Projekts sollten seine Gebeine in eine gemauerte Gruft im Garten des Instituts überführt und vier Eichen auf den Grabhügel gepflanzt werden.

Man hat dann offenbar die ehemalige Försterei für diese Zwecke am geeignetsten befunden. Die früheren Gebäude des Lokals brannten am 30. Juni 1899 ab.

## Vom Einbaum.

Von einem Leser unserer Zeitung erhalten wir zu dem Artikel „Ein Mahnwort. Der Einbaum aus dem Datjower Moor“ (Beilage „Unsere Heimat“ Nr. 16 vom 28. August) folgende Zuschrift:

Wenn das Alter des im Torfmoor am Datjower See 1919 ausgegrabenen Einbaums von Sachverständigen

auf 2000 Jahre geschätzt wird, so darf damit nicht der Eindruck erweckt werden, als wenn diese Art von Wasserfahrzeugen nur dem Altertum oder dem Mittelalter oder gar dem vorgeschichtlichen Zeitalter angehörten. In meinem Geburtsorte, einem mittelgroßen Dorfe beiderseits des Flusses Minge (sprich Minje) im Kreise Hinterpommern, jetzt Memelland, der größtenteils von Litauern bewohnt war, zählte man in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts noch wenigstens 1/2 Duzend solcher Einbäume, die, mangels einer Brücke, zum Zwecke der Verbindung von einem Flußufer zum andern und zur Fischerei, hauptsächlich zum Angeln, benutzt wurden.

In meinen Schuljahren gehörte das Rudern und das Angeln mit und in dem Einbaum zu meinen größten Belustigungen in der schulfreien Zeit, die auch dadurch keine Einbuße erfuhren, wenn ich einmal durch Umschlagen des leicht kippbaren Fahrzeugs (wegen seines gewölbten Bodens) mit dem nasen Element nähere Bekanntschaft machen mußte. Das einzige Unangenehme nach solchem Unglück war die mitteilidige Art meiner guten Mutter, meine nasen Unausprechlichen noch vor dem Ausziehen derselben gehörig auszuklopfen. Die Trauer darüber hielt aber glücklicherweise nicht lange an. Ebenso leicht wie der Einbaum zum Kentern gebracht wurde, konnte er auch wieder in seine richtige Lage gebracht werden; die Hauptsache war, festen Boden unter den Füßen zu haben, andernfalls konnte der Berunglückte, sich am gekenterten Einbaum mit der einen Hand haltend, mit der anderen sein halbrundes havariertes Fahrzeug und sich selbst an das nächste Ufer nicht allzu schwer bringen.

Das Fortbewegen des Einbaums (litauisch: Szlupas, sprich Schlupas) muß in aufrechter Körperhaltung durch Ziehen des Ruders an der Bordseite entlang erfolgen, da zum Paddeln der Raum zu flach und zu schmal ist.

Als ich im Jahre 1909 zum letzten Male meinen Geburtsort besuchte, waren die Einbäume nicht mehr vorhanden, wohl als Folge der Verbindung der beiden Flußufer durch eine feste Brücke im Zuge einer vom Staate neu erbauten Chaussee. Sie wurden auch im Gebrauch zum Fischen und zum Transport durch größere, sichere Fahrzeuge (Kähne) mit flachen Böden abgelöst.

Es ist nicht ausgeschlossen, daß einzelne davon verschlammte auf dem Flußgrunde liegen, um vielleicht schon von der nächsten oder zweitnächsten Generation zufällig wieder als ein „prähistorischer Fund“ ans Tageslicht gefördert zu werden.

Im übrigen war die Form der von mir beschriebenen Wasserfahrzeuge der des in „Unsere Heimat“ abgebildeten Datjower Einbaums ganz ähnlich.

t-a.

## Der vergessene Stein im Hammerwald.

Zu dem in Nr. 15 der Heimatbeilage enthaltenen Aufsatz von Herrn E. Schmidt geht mir folgende ergänzende und richtigstellende Mitteilung zu.

Als im Jahre 1859 die Kunststraße Köslin-Pollnow gebaut wurde, suchte man die Umgebung der Straße nach Steinen für diesen Bau ab und fand dabei besonders reichlich Baumaterial in den damals noch reichlicher vorhandenen exotischen Wäldern. Auch an den großen Stein Nr. 3 machte man sich heran. Da er für den Transport zu schwer war, versuchte man, ihn an Ort und Stelle in der damals gebräuchlichen Art zu „Klöben“. Sechs Keillöcher wurden geschlagen — zufällig in Nord-Südrichtung, vielleicht verlangte es die Form des Steines. Da rettete ihn im letzten Augenblick ein interessierter Bauer von Maskow vor dem Zerschlagenwerden, der bei den zutändigen Herren in Köslin die Erhaltung dieses ältesten Grenzsteines durchsetzte.

Mit seinem kleinen Bruder (Nr. 2) weist er noch heute die Grenze zwischen der Maskower und Lüptower Feldmark nach. Kreuz und Rune bestehen trotzdem zu recht; denn Maskow gehörte früher der Stadt Köslin und Lüptow war Eigentum des Zisterziensernonnenklosters Köslin.

Daß die Grenze von Stein 3 früher nach Süden umbog, ist unwahrscheinlich, zumal sie heute noch eine gute Strecke in gleicher Richtung weiterverläuft. Die Frage nach der falschen Stellung von Rune und Kreuz bleibt allerdings danach noch offen.

Bei dieser Gelegenheit sei noch darauf hingewiesen, daß die Abbildungen Nr. 1 und 2 in Nr. 15 der Heimatbeilage in der Reihenfolge durch ein Versehen des Setzers vertauscht sind.

Dr. S.

## Geschichten von Anno Lobat.

Einem pommerschen Soldaten wurden bei Collin (im Siebenjährigen Kriege) beide Beine weggeschossen. Als man ihn ins Lazarett brachte, vertraute er dem Chirurgen an: „So Herr, hi kann't mi glöwen, ic hebb kort vor de Schlacht Bis un Seel dem leiven Gott woll teinmal befallen, äwer an de Bein hebb ic nich een einzimal dacht.“

In einem Dorfe bei Wollin wohnte vor hundert Jahren ein alter Veteran aus dem Siebenjährigen Kriege, namens Hauffschild, dem ein Gnadenfold angewiesen wurde. Als man ihm auf dem Steueramt dies mitteilte, wollte der alte Krieger dem gar nicht erst Glauben schenken, sondern wiederholte nur: „Wie sollte das zugehen, ich habe ja diesem Könige (d. h. Friedrich Wilhelm III.) gar nicht gebient!“ Als man ihm immer wieder entgegenete, es sei doch der Befehl dazu aus Berlin gekommen, meinte er schließlich: „Na, dann hat das der Alte Friß gewiß noch so angeordnet.“

## Oneisenau.

(Brand des Kolberger Rathhauses 1807.)

Ist Nacht. Und doch nicht Nacht. Ist Höllennacht. Todmüde Menschen achten keiner Macht. Und heulen wie die Wölfe die Granaten, — Todmüde schlafen, Bürger und Soldaten. Von Feuersbrünsten rot, grellrot, schwarzrot der Dom, der hohe Wolkenshimmel loht. Die Dachsteile stürzen prasselnd ein. Die Fenster klirren — Einschlag, Stille. Schrein!

Steigt einer über Trümmer in sein Haus. Die Handlaterne schwankt. Geröll und Graus. Von Gram und Grimm verzerrt taucht ein Gesicht mit Falten wie Blutstrießen in das Licht. Und taucht zurück, stürzt und stöhnt, steht auf und steigt . . . und stolpert, stürzt und stöhnt, steht auf und steigt . . .

und stugt — Dröhnend schlug die Granate ein! — und rafft sich auf . . . und ruft: „Das Rathhaus muß es sein!“ Das Rathhaus brennt! . . . Flamme schlägt grell empor — Und Nettelbeck stürmt über'n Markt — das Tor

verqualmt — — Bürger wacht auf, wacht auf, wacht auf!

Archive brennen! . . . Lärmen und Geläuf — die Schatten rennen, rufen, stieren, stehn — die Schatten rennen, fluchen, zögern, gehn — die Balken brennen! Flammen suchen — Funken hoch wirbeln — — Menschen sind in Gram verfunken . . .

Der Alte schleppt Döschelmer, schimpft, rast, — steht,

Sehn knisternd Wind das Feuer weiter weht — Hohn lachend tritt ein Narr ins rote Licht und gießt dem Alten in das Gramgesicht den vollen Eimer — Doch der wilde heilige Greis achtet der Narren nicht und nicht des Hohngeschreis — er rennt leichtfüßig wie ein Kind, ein Gott, durch Schlamm und Schmutz, durch Schmach und Schmerz und Spott,

rennt wie ein Engel durch den roten Schwall zum Tor hinaus, zum Graben, steil empor den Wall —

Wer da? und Halt! ruft's hier und dort heraus — und Nettelbeck stürzt in ein finstres Haus — ein Licht flammt auf — Wachzimmer braun und alt — der Posten ist geblendet, — als es schallt

rauh atemlos: „Rettet! Das Rathhaus brennt! . . .

Wer hat die Wache hier . . . der Offizier?“ Da springt wer von der Britsche auf, — erkennt den Alten, und der Alte ihn —: „Ihr hier? Herr Kommandant . . .“ „Dem Feind stets im Bitter!“

„Gott sei gepriesen! . . . Oneisenau, ja, Ihr, Ihr helft!“

Schon schlägt die Trommel an. Und schon steht auf dem Markt der Rest der Garnison. Und heulen wie die Wölfe die Granaten, ein Genius macht zu Helden die Soldaten! . . . Patrouillen. Eimer gehn von Hand zu Hand. Das Rathhaus ist gerettet. Schwelend läßt der Brand.

Hans Bengmann.

## Heimatbücher.

Prof. D. Knoop, Volksagen, Erzählungen und Schwänke aus dem Kreise Lauenburg. Preis 1.80 Mk.

J. E. Benno, Bogislaw X., Herzog von Pommern. Ein historisches Gemälde. 160 Seiten. Preis kartoniert 1.20 Mk.

Heimatkarte des Landkreises Köslin. Preis 0.75 Mk.



# Häusliches Leben in Pommern nach dem siebenjährigen Kriege.

Von Geheimrat Dr. Dissen-Röslin.

Wie schwer unsere Heimatprovinz in den Stürmen des Siebenjährigen Krieges, besonders unter den räuberischen Einfällen der Russen und Schweden gelitten hat und welche Hilfe der große König sofort nach dem Friedensschlusse ins Werk gesetzt hat, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Wie aber in den einzelnen Familien die Lebenshaltung sich gestalten mußte, um aus der tiefen Not sich emporzurichten, davon steht in den amtlichen Archiven wenig zu lesen. Und doch kann es unsere Seelen gewaltig ergreifen, wie die Männer mit starkem Willen und die Frauen mit fleißiger Hand unermüdlich arbeiteten, dabei doch ihr Gemüt nicht verkümmern ließen und die Herzen ihrer Kinder mit der Sonne kleiner und reiner Freuden erwärmten und mit Gottvertrauen festigten.

Erschwert wurde der Aufbau durch das Mißgeschick, daß mehrere schlechte Erntejahre kamen. Der Schweizer Ulrich Bräker beklagt in seinen Erinnerungen, die Gustav Freytag als einen der lehrreichsten Berichte aus dem Leben unseres Volkes bezeichnet: „Seit dem Jahre 1760 kam kein recht volles Jahr mehr. Die Jahre 1768 und 69 schlugen fehl, hatten nasse Sommer, kalte und lange Winter, großen Schnee, so daß viel Frucht darunter verfaulte und man im Frühling aufs neue pflügen mußte. Da rückten die heißhungerigen 70er Jahre heran. Im Jahre 1770 lag der Schnee bis in den Mai, so daß gar viel darunter erstarrte. Im Winter leg die Not so hoch, daß sie kaum den Frühling erwarten mochten, wo sie Wurzeln und Kräuter finden konnten. Auch ich kochte allerhand dergleichen und hätte meine Kinder noch lieber mit frischem Laub genährt als es einem meiner erbarmungswürdigen Handsmänner nachgemacht, der von einem verreckten Pferde einen Sack voll Fleisch abhakte, woran sich schon mehrere Tage Hunde und Vögel sattgefressen hatten.“ Herman von Petersdorf hebt in dem Lebensbilde Friedrichs des Großen hervor, daß 1771 das ärgste Hungerjahr des 18. Jahrhunderts gewesen ist. Kurachsen verlor durch Hunger über Auswanderung 100 000 Einwohner. Preußen dagegen bestand das Jahr ohne solchen Schaden, denn mit seinen Magazinvorräten konnte der König seinen bedrängten Untertanen helfen.

Auch in den von besonderer Teuerung verschonten Jahren war es schwer durchzukommen, und es bedurfte der äußersten Einschränkung aller Lebensbedürfnisse. „Trocken Brot macht Wangen rot“, war das Sprichwort, das man sich oft zum Troste sagte. Aber es war ja Frieden, auf den sie so sehnsüchtig gewartet hatten, indem sie die Früchte des Fleisches selber zu ernten hoffen konnten, und sie waren Preußen, mit stolzen Ehren aus dem mörderischen Ringen hervorgegangen, und konnten sich des großen Königs rühmen, der seinem Volke ein unvergleichliches Vorbild der Arbeitsamkeit wurde.

In der Kulturgeschichte aller Zeiten und Völker ist das Wohnungsweisen der am meisten in die Augen fallende Gradmesser des niedrigen oder hohen Wohlstandes gewesen. Davon weiß auch jetzt Norddeutschland zu sagen. Damals aber konnten ininterpommern in den schmalfrontigen und meist nur einstöckigen Häusern nur die wirtschaftlich stärkeren über zwei Wohnräume verfügen. Vornehm klang das Wort Vorderstube, die auch gute Stube oder Besuchsstube hieß. Und wie bescheiden war ihre Ausstattung: ein Sofa, davor ein runder Tisch, und um ihn ein paar lederbezogene Stühle, ein kleines Bücherregal und eine Standuhr, ein Spiegel und einige Silhouetten, vielleicht auch Porträtbilder von einem umherreisenden Maler hergestellt, in bescheidenem Rahmen. Kein Teppich deckte den Boden. Die geschuerten Dielen waren mit weißem Sande bestreut. Betreten wurde sie nur am Sonntag, denn nur dann gönnten sich Mann und Frau ein paar Stunden, um am Fenster sitzend auf die Straße zu sehen oder sich nachbarlichen Besuchs zu erfreuen. An Festtagen war sie natürlich für die ganze Familie und die geladenen Gäste geöffnet. Am Abtag

aber genügte die Hinterstube, darin ein Klapptisch, der sonst an die Wand gestellt wurde, um Raum in dem engen Zimmer zu gewinnen, nur zu den Mahlzeiten in die Mitte geschoben und aufgeklappt wurde. Hölzerne Schemel oder Bänke luden zum Sitzen ein. Einem Teil der Familie diente sie noch als Schlafraum, für den anderen Teil waren die Lagerstätten in einem sich anschließenden Alkoven, der kein Fenster hatte, oder in kleinen Bodenkammern. Von den Forderungen der heutigen Hygiene für die Schlafzimmer wußte man eben noch nichts. Selbst Friedrich Wilhelm I. hatte nach dem Brande von Köslin 1718 an die Witwe des Bürgermeisters Kuelin, in dessen Hause er öfter logierte, geschrieben: „sie solle beim Neubau auch vor ihm wieder eine kleine Kammer bauen, so wie die verbrannte.“ Wie viele Familien aber mußten sich mit dem einen Zimmer begnügen, das neben dem Hausflur die schmale Front bildete. So finden wir es auch in Theodor Storms Erzählung: „Karsten Kurator.“ Das einzige schmale Wohnzimmer diente dem Besitzer, der mit gestrickten Wollwaren handelte, zugleich als Kontor. Als Laden diente eine Seite der breiten Hausdielen; besondere Ladenräume mit Schaufenstern gab es noch nicht.

An den Winterabenden versammelten sich alle Hausbewohner in dem einen geheizten und erhellten Raum. Ein Kindertalglicht in einem Messingleuchter oder auch nur auf einem liegenden Holzkreuz spendete die gesellige Flamme, die an den Tisch alle lockte, die der Beleuchtung zu ihrer Beschäftigung bedurften. Da galt es enge zusammenzurücken, wenn die Kinderschar groß war. Die Mütter und die erwachsenen Töchter rückten mit ihren Spinnrädern vom Tisch ab, denn was brauchten sie deutlich zu sehen, da sie mit den Fingern fühlten, ob der Faden zu dünn oder zu dick wurde. Der pommersche Geograph Wuttstrack, Lehrer an der Kadettenschule in Stolp 1787—1796, erzählt, daß er als Knabe, am abends Bücher lesen zu können, seinen Schemel neben das Spinnrad seiner fleißigen Mutter rückte und durch ein Stück Spiegelglas das Licht des im Kamin lodernden Kienspans aufging, um die Strahlen auf sein Buch zu reflektieren. Wenn nun gar noch Soldaten, die damals in Bürgerquartieren lagen, im Hause wohnten, mußte auch ihnen im Winter ein Platz in der warmen Stube gestattet werden. Im übrigen hatten sie nur Anspruch auf ein Bett, Wasch- und Kochgeschirr und einen Platz zum Aufhängen der Uniform. (Vgl. Rosenow, Rügenwalde S. 20.) Da war denn die Ofenbank der begehrteste Sitz. Kam die Schlafenszeit, ging man ohne Licht auf die Kammer, zog sich im Dunkeln aus und an. Nicht bloß aus Sparsamkeit, sondern auch wegen der Feuergefahr in den Fachwerkhäusern war die Beleuchtung äußerst beschränkt. Die Flure und Treppen waren nicht erhellt, auch die Straßen nicht. Es hatte zwar London schon im Jahre 1685 die Straßen mit Lampen versehen, aber in Deutschland kannte man noch keine Straßenbeleuchtung. Beklemmend umfing das Dunkel des Winters die Jungen und Mädchen, zumal man sie noch mit Gespenstergeschichten schreckhaft machte. Leichter wurde der Jugend der Kampf gegen die Kälte. In der Bekleidung und Beschuhung wurden sie nicht verwehrt. So erzählt auch E. M. Arndt, der 1769 geboren war, wie abgehärtet er und seine Brüder wurden. Er mußte, wenn eine Bestellung auf einem meilenweit entfernten Gute zu machen war, gleichgültig, ob es Regenwetter oder Schneegestöber war, ohne Mantel sich auf ein Kößlein schwingen und fortgaloppieren. Wenn sein Vater im Winter mit klingendem Einspännerschlitten zu Freunden fuhr, mußten die älteren Buben zur Seite oder hinten aufhocken und, wenn sie froz, nebenher springen, um sich zu erwärmen. Ja, der Vater lenkte auch zum Spaß so, daß sie vom Schlitten in den Schnee fallen mußten. Wehe ihnen, wenn sie aus dem Schnee sich herauswühlend eine weinerliche Gebärde gezeigt hätten.

Hart war in der Tat die Kinderzucht. Irrtümlich sah man damals in der Art und dem Stoß die besten Helfer, dem heranwachsenden Geschlechte Gehorsam, gute Sitte und Kenntnisse „einzubläuen“. Die körperliche Züchtigung galt als gute christliche Sitte, und es wurde das Prüegeln mit ehrlichem Eifer geübt. Nief doch einmal der Hauslehrer Müller über das herrliche Gedächtnis von Friz Arndt, Ernst Moritz Arndts jüngerem Bruder, erkaunt in seinem Sächsisch aus: „Freitreich, aus dir will ich einen Kerl machen, aber Briegel mußt du haben.“ Dieser Hauslehrer war im Siebenjährigen Kriege Soldat gewesen, dann von den Schweden gefangen und hatte sich als schwedischer Unteroffizier zur Ruhe gesetzt. Er trug immer noch Gamaschen und einen dickbeuderten mit zwei großen Locken gezierten und mit einem ellenlangen Haarpopf behangenen Kopf, und führte, wenn er spazieren ging, ein langes spanisches Rohr in der Hand.“ Die Jungen aber haben durch die reichlichen und häufigen Schläge, die auf ihre Rückseite niederfielen, sich den Frohsinn nicht lange trüben lassen. „Wat kümmert mi, wat achter mi passiert“, dachte der niederdeutsche Junge, als Vater einen Unfug zu bestrafen für nötig hielt.

War es aber im Hause für den Tätigkeitsdrang der Jugend zu eng und Gelegenheit zu allerlei Anstoß, so war es draußen um so weiter und freier. Denn bei der geringen Zahl der Bewohner gab es ininterpommern noch unbesetzte Stücke Landes genug, gab es mehr unverbotene Wege und Stege als heute, war das Angeln der Fische, das Fangen der Vögel und anderen Getiers noch erlaubt, man hatte keinen Erlaubnischein nötig zum Beerensuchen, man konnte der Dünen geheimnisvolles Reich ungestraft durchstreifen und konnte baden und schwimmen im Fluß und in der See, wo es am genußreichsten erschien, und im Winter Schlittschuhlaufen, ohne für das Betreten der Eisbahn bezahlen zu müssen. Freilich mußten die Knaben und Mädchen vom Frühjahrs an auch nützliche Blumen und Kräuter für die Heilung von allerlei Schmerzen suchen; Kamillen, Pfefferminz, Salbei u. a., mußten in dem Walde Eickeln und Bucheckern, Nüsse und Brombeeren sammeln, wurden zur Arbeit im Felde und im Garten herangezogen, hüteten draußen die Rühre und Gänse und halfen drinnen das Vieh füttern.

Aber was will das bedeuten im Vergleich zu der erstaunlichen Fülle von Arbeit, die von der Frau des Hauses zu leisten war, als noch die Bäckerei und Schlächtereier und Brauerei und Weberei im eigenen Betriebe erfolgte, und wieviel schwieriger war das Kochen auf offenem Herde in den dreifüßigen Grapen und Pfannen, wie zeitraubend schon das Feuermachen. Wenn endlich der Feierabend kam, dann hatte doch die Mutter Stunden der Ruhe? O nein, dann hielt die nimmermüde Hand noch lange das Spinnrad in schnurrender Bewegung. Wo blieb, höre ich fragen, da die Poesie des Lebens, wo waren da die Tage der Freude und die Stunden des Verweilens im Reiche des Schönen? Allerdings hatten damals die Männer und Frauen und die heranwachsende Jugend noch nicht das Bedürfnis, in jeder Woche den einen und anderen Abend oder gar schon den Nachmittag außerhalb des Hauses in Vereinsfahrungen oder auf Vergnügungen in öffentlichen Lokalen und Tanzdielen zu verbringen und selbst Weihnachtsfeste und Silvesterfeiern mit mehr oder weniger bekannten Menschen in Kaffeehäusern und Gasthöfen zu begehen. Aber war das ein Verlust? Hatten sie nicht viel mehr Gewinn für Herz und Gemüt, wenn sie die großen Kirchenfeste und Familienfeiern im eigenen Hause und vertrauten Kreise verlebten. Wie feierliche Stimmung herrschte dann schon die Wochen vorher im Hause, wenn die Vorbereitungen alle Familienmitglieder in Anspruch nahmen? Wie wäre damals eine Braut auf den Gedanken gekommen, ihrem Verlobten zum Geburtstage oder zum Weihnachtsfeste etwas zu schenken, was sie in irgendeinem Geschäft gekauft hatte. Selber arbeitete sie an einer Perlenstickerei oder Seidenstückerlei und wab in all den Stunden mit dem Namenszuge des Geliebten oder mit einem schönen Spruche viele innige Wünsche und treue Gedanken mit hinein.

(Schluß folgt.)